

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Mina Benders Irrtum [Schluss]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

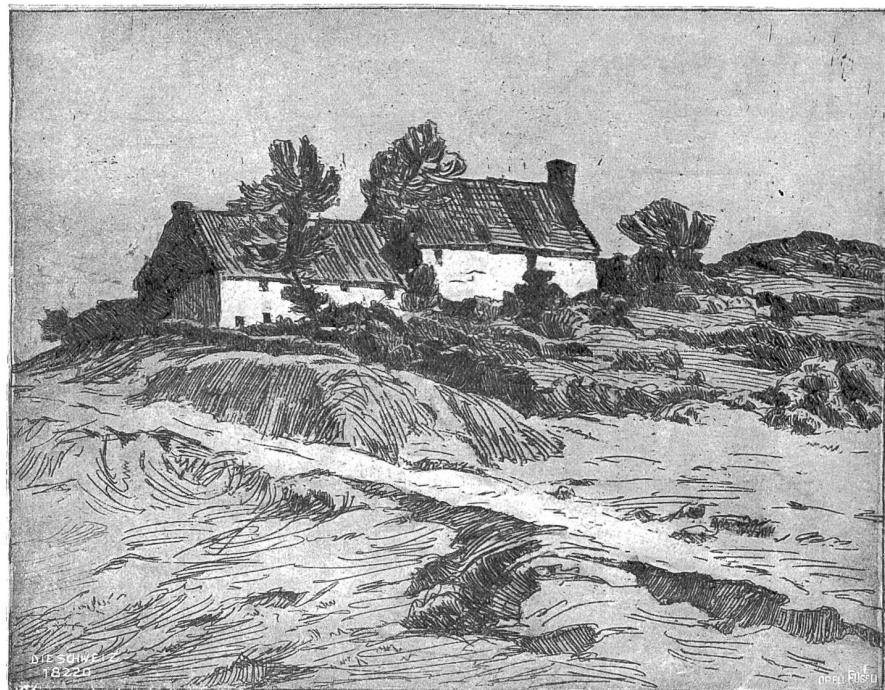
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gewalt, die wir spüren und nicht kennen und nicht sehen, hat jeder Seele ihren Körper und ein Maß von Zeit zugemessen, darin sie sich entwickeln kann. Wir können nicht willkürlich unser Körper wählen und nicht willkürlich seine Dauer ausdehnen. Wir müssen unser Schicksal erleiden, wir alle: die Handelnden und die Beschaulichen, die Stullen und die Stürmischen. Darum ist es uns nicht anheimgegeben, nach Gedanken die Dauer unserer Körperlichkeit zu beschränken!"

"Mutter," sagte Virginia, "ich fange an, dich zu verstehen."

"Wir wissen nichts, wir ahnen nur," entgegnete sie. "Wir können unsere Sinne schärfen, damit sie den Willen unserer Seele zum Guten vernehmen, damit unser Verstand unterscheidet, was aus der Dämpftheit der Körperlichkeit trübe aufschwelt und die Stimme der Seele fälscht." Sie legte ihre Hand auf die Schulter der Tochter. "Willst du umkehren? Ich gehe allein zum Vater..."

Virginia schüttelte den Kopf. "Ich komme mit dir," bestimmte sie, von den Worten der Mutter bewegt und unruhig geworden wegen ihrer lieblosen Gedanken. Sie stiegen die Treppe hinauf und kamen in das Zimmer, darin Besuch empfangen



Emy Fenner, Zollikon.

Hans S. Wales, Radierung.

wurde. Die Türe an der gegenüberliegenden Wand öffnete sich, und ein Mann in Leinenkleidern mit geschorenem Kopf- und Barthaar kam herein. Virginia erkannte nicht ihren Vater. Erst als sie seine Stimme hörte, erkannte sie ihn und flog auf ihn zu. Wie töricht war sie gewesen, wie kindisch waren ihre Gedanken vor dem Grauen zurückgeschreckt, das ihr die vergitterten Fenster, die kahlen Mauern und die verrammelten Pforten eingeflöht hatten! Sie hatte ihren Vater sich im Grabe gewünscht...

(Fortsetzung folgt).

Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

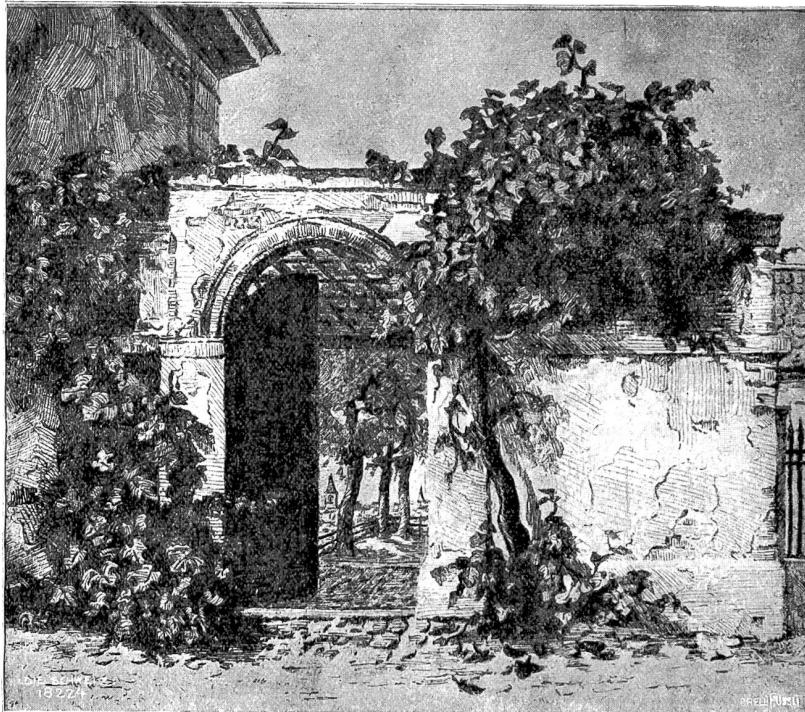
VII (Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An den hellgestrichenen Zimmerwänden des Krankenhauses spielten die Blütenschatten des Apfelbaums, der schimmernd vor dem Fenster stand und sich im Licht der Maiensonnen badete. Mina, die mit vier andern Frauen in dem gleichen Raum lag, schaute bald auf den blühenden Baum, bald auf sein Schattenspiel an der Wand. Ihre Augen hatten einen fiebrischen Glanz und schienen alles Leben zu halten, was in der gebrechlichen Gestalt war. Ohne ihr Leuchten hätte man glauben können, in ein Totenamt zu schauen. Ein stilles andächtiges Lächeln umspielte Minas Mund, und eine Dankbarkeit überwehte ihre Seele, daß man an diesem schönen Frühlingstag ihr Bett so an das Fenster gestellt, daß aller milde Glanz darüberströmte.

So ruhte sie schon eine Weile mit weit offenen Augen und lauschte kaum nach den Leidensgeschichten der Zimmergenossinnen. Die leise geführten Gespräche klangen wie fernes Rauschen an ihr Ohr. In ihr war

das große Warten, das keine Grenzen kennt und das Endliche mit dem Unendlichen verbindet. Ihr Ahnen trieb immer weiter hinaus auf dem geheimnistiefen Meere dieses Wartens, und sie merkte nicht, daß die Schwester in das Zimmer trat. Erst als sie sich über Mina neigte, schaute diese empor. Gütig blickte das helle Mädchengesicht auf die ausgemergelte Gestalt, deren Formen sich schmal und kinderhaft unter der Decke abzeichneten. Dann prüfte die Schwester die Tabelle über Minas Bett und sagte wie beiläufig, man werde Mina vor dem Schlafengehen in ein Einzelzimmer betten, damit sie gänzlich ungestört sei für die Nacht. Ein Verstehen erwachte in den Zügen der fleinen Frau, wie wenn sie das Ziel einer langen Wanderung vor sich sähe. In den andern Betten horchten die Kranken auf. Mitleidige Blicke suchten das Lager am Fenster, und verstohlen nickten die Frauen einander zu. Schwester Hedwigs weiche Hand streichelte Minas



Emly Fanner, Zollikon.

Eingang zum ehemaligen Künstlergutli in Zürich, Radierung.

ergraute Haare. „Frau Direktor Hochstätter wartet im Garten,” berichtete sie.

„Das ist meine liebste Kundin,” sagte Mina; „ich möchte sie gerne noch einmal sehen.“ Sie suchte sich ein wenig in den Kissen aufzurichten, vermochte es indessen nicht, und eine vage Angstlichkeit kam in ihr Antlitz. Liebreich half ihr die Schwester zu einer bequemern Lage. „Sie sind eine Tapfere, Frau Bender!“

Nachdem die Schwester leise die Teller und Tassen vom Besperbrot zusammengeräumt, verließ sie das Zimmer.

Eine Zeit lang blieb es still. Aller Augen hielten sich auf das sonnenbeschienene Bett am Fenster, und man las in den Mienen der einzelnen, daß keine den eigenen Zustand für so gänzlich hoffnungslos hielte wie den der todblassen Frau dort. Sachte drängte sich ein erbarmendes Mitleid in das Wesen der Kranken, und eine begann: „Sie haben es gut, Frau Bender; es kommen so viele zu Ihnen, und es sind alles so achtbare Leute! Wenn ich denke, was der Herr Fennier für ein Mann ist! Er weiß immer etwas Tröstliches. Auf den können Sie stolz sein! Ich habe nie gedacht, daß es so gute Männer gibt. Das ist eine wertvolle Erfahrung für mich!“

Wie der Schein von roten Blumen wehte es über Minas Gesicht. „Ja, auf den ist ein Verlaß,“ sagte sie hell; „Gott sei Lob und Dank, daß ich den habe!“

Darauf schaute sie von neuem schweigend hinaus, und wieder tönte es nur wie fernes Rauschen an ihr Ohr, was die Frauen noch Schönes wußten über die freundliche Emma Fennier und ihren lachenden kleinen Buben und über die dicke reiche Bäckerin aus der Glücksgasse, die durchaus das neue Kleid von Frau Bender genäht haben wollte.

„Das ist doch schön,“ sagten die Frauen und sahen Mina ehrfürchtig an, „wenn eines von den Seinen und von der Arbeit in dieser Weise erwartet wird. Dafür muß eine schon etwas geleistet haben. Liebe und Anerkennung fallen einem nicht für nichts in den Schoß. Sie können einem ein Beispiel sein! Wir wollen an Sie denken, wenn wir zurückkommen zu den Unsern! So was vergibt sich nicht!“

Ein dünnes Lächeln überglitt Minas Züge. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie etwas entgegnen. Dann schüttelte sie den Kopf. Diese Frauen wußten nicht, daß sie im Grunde ihre letzten Jahre um etwas gelebt, das niemand Nutzen gebracht, und daß es aus trauriger Menschenkenntnis ein Kampf mit einem Irrtum gewesen war, der im eigentlichen Sinne ihr Leben vernichtete. Sie wußten nicht, daß sie in bittern Ringen erst lernen mußte, die qualvolle Leidenszeit dieser Wochen als Sühne für diesen Irrtum zu bestrafen, und es hatte wenig Sinn, sie heute noch darüber aufzuklären. Nur eines mußten sie wissen als Hilfe gegen ein falsches Mitleid und zum Schutz und Halt auf ihren besondern Wegen.

In ergreifender Klarheit schaute Mina auf die Frauen, und ihre Blicke suchten jede einzelne. „Über das Tiefe kann man nicht reden,“ sagte sie, „keiner kann es; das wird bei jedem vom Schweigen und vom Schmerz bewacht. Darum weiß auch kein Mensch vom andern, wieviel Hoffnungen ihm leer blieben und wieviel Knospen das Leben ihm zerstörte. Die größten Forderungen läßt das Schicksal meistens unerfüllt. Indessen, damit muß sich jeder abfinden nach seiner Anlage. Doch über eins muß er sich unerbittlich klar sein, und das ist wie ein Gesetz für alle: über seinen Teil der Schuld, den er am eigenen Unglück trägt. Das ist die Hauptfache. Aus dieser Erkenntnis wächst das Neue, sie macht Leben und Sterben leichter!“

Die Frauen verstanden nicht ganz, was Mina sagte. Sie fühlten aber, daß Mina nicht nur ihrem Geschick, sondern auch dem persönlichen Verhalten eine strenge, formende und gewaltige Macht zuschrieb beim Ausbau und Ausklang des Lebens, und ihre Augen ruhten mit einem Mal noch ernster und fast erschrocken auf Mina, und ihren schlichten Seelen taten sich neue Tore auf. Sie ahnten, daß diese Frau, die wie sie arbeitend im Leben gestanden, die sich unter der Fron auferlegter und selbstgewählter Pflichten gebeugt und zuletzt unter ihren Augen über das Maß gelitten, mit bewußtem Wollen das Kleine und Kurzsichtige von sich abstreifte und am Ende emporgewachsen war über ihr Schicksal, sodaß nunmehr keine Härte, und sei sie noch so grausam, sie mehr beugen konnte. Das gab dem besondern Fühlen und Denken jeder einzelnen eine Richtung.

Ihr Reden ward unwillkürlich leiser und feierlicher, und einige wiederholten ihre früheren Worte, als gäben sie sich damit ein heiliges Versprechen: „Wir wollen an Sie denken, Frau Bender! Wir wollen Sie nicht vergessen!“

Allmählich aber lehrten sie zu ihren eigenen Wünschen zurück. Sie hielten die bleichen Hände gegen die Sonne, ließen das goldene Licht hindurchleuchten und erwogen in schwachen hoffenden Vergleichen ihre Lebenskraft von gestern und heute. Ueber ihrem Reden trat Schwester Hedwig mit Frau Hochstätter in das Zimmer, und die Frauen verstummt.

Frau Hochstätter legte einen Strauß Maiglöckchen auf Minas Bett. „Alle aus unserm Garten,“ sagte sie warm, „von dem schattigen Fleckchen an der Hecke, wo man den Blick über den See hat!“

Mina drückte ihr Gesicht in die Blüten, und den Duft tief einatmend, sagte sie glücklich: „Das führt einem die ganze Herrlichkeit vor Augen, das Wasser, die Berge und den Garten. Der Mensch erlebt doch auch manches, wofür er dankbar sein kann. Er muß nur die Seele austun dafür...“

Sie schloß die Augen, als möchte sie alles Liebliche und Schöne, was ihr das Leben je gebracht, aufblühen lassen in sich. Als sie die Blicke wieder aufschlug, glänzten sie tiefer, und ein feines Lächeln trat hinzu, als sie Frau Hochstätters lichtgraues Kleid streiften. „Sie tragen es noch immer unverändert,“ sagte sie freudig, „und nun sind es schon vier Jahre, daß ich es Ihnen nähte!“ Ein dunkles Besinnen kam in ihre Miene. „Das ist das Kleid, mit dem ich begann, meine Preise zu erhöhen. Wissen Sie noch? Bender war in Berlin, und seine ersten Briefe kamen. Da fing es an. Da mußte ich eine Aenderung eintreten lassen.“ Sie nickte dem Kleide zu wie einem Bekannten, der mit der persönlichen Entwicklung treu verknüpft ist, und sah Frau Hochstätter an. „Sie kamen immer, Frau Direktor, wenn die Not groß war!“

Frau Hochstätter streichelte die dünnen Finger, welche die Blumen hielten, und sah sinnend auf ihr Kleid. „Alles, was Sie für mich nähten, hat mir vorzügliche Dienste geleistet. Es ist etwas Haltbares und Beständiges in Ihrer Arbeit, Frau Bender!“

Sie schob sich einen Stuhl an Minas Bett. Mina drückte sich tiefer in die Kissen. Mit einem unergründlichen Ausdruck schaute sie in die blaue flimmernde Frühlingsluft und meinte: „Das ist es eben, beständig, überall beständig. Mit meiner Beständigkeit wollte ich es zwingen, aus einem schlechten Gewebe ein brauchbares herzustellen, und hatte dann am Ende nichts als die elend zerstochenen, trostlos leeren Hände!“ Ein Frösteln überlief ihre Glieder. „Ach, Frau Direktor, wenn ich nur vermöchte, die letzte, grausamste Bitterkeit zu verwinden! Immer wieder schreit es mir durch die Seele, daß er mir einen Fußtritt gegeben wie einem Hunde und über mich weggetreten ist, als ich unbrauchbar geworden. Das ist die Welle, die mich immer wieder hinwegreißt vom endgültigen Siege und

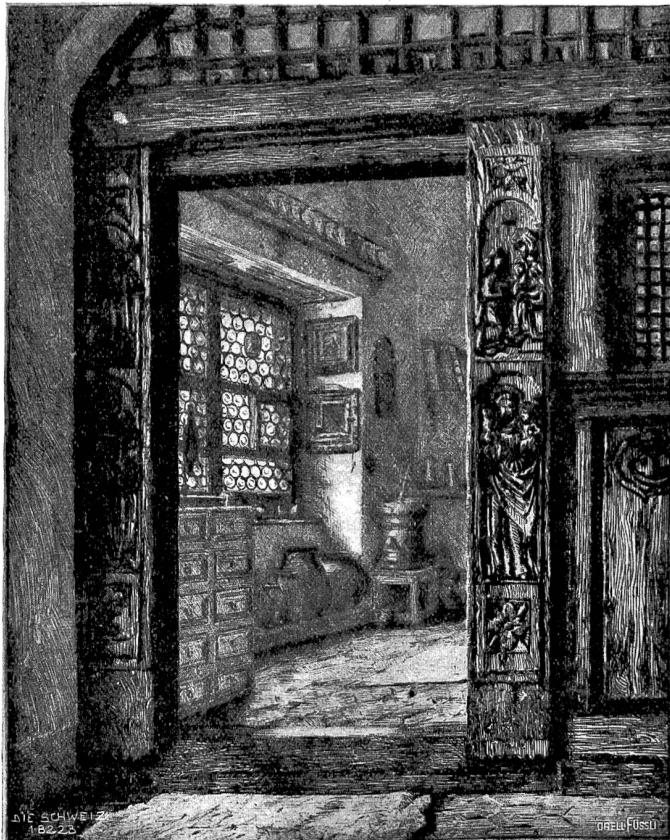
mir das Sterben schwer macht. Ich sollte etwas in sich Schönes und Leuchtendes haben, was ich als unantastbaren Wert vom Leben vorweisen könnte in der Ewigkeit. Die Erkenntnis des eigenen Irrtums und der begangenen Fehler ist nicht genug!“ Sie schwieg erschöpft; feiner Schweiß perlte auf ihrer Stirne.

Ein heikes Mitleid flutete in Frau Hochstätter empor. „Sie sind eine gute Arbeiterin gewesen,“ sagte sie erschüttert. „Sie waren trotz allem reich. Bei Ihnen war es immer wie ein treuer Hammerschlag. Ihre Art hatte etwas Tapferes, Starkes. Das Erlösende und heilig Versöhnende liegt darin. An Ihrer Arbeit im Leben können Sie sich aufrichten, die lädt sich leuchtend loslösen von allem übrigen. Die Erinnerung daran können Sie in Seele und Händen halten und vorweisen am andern Ufer!“

Frau Hochstätters Stimme hatte einen sieghaften Klang. Eine wunderbare Dankbarkeit erglomm in Mina Benders Augen, ein Glanz des Himmels erschimmerte darin. Sie schaute auf ihre Hände, und träumend, als sähe sie außer den Blumen auf einmal ein Neues, Strahlendes zwischen den blassen Fingern, sagte sie: „Ja, daran will ich immer denken! Sie kennen mich, Frau Hochstätter; dies Zeugnis will ich mit mir nehmen!“

Ermattet schloß sie die Lider. Die Schatten auf dem kleinen Gesicht wurden tiefer, und das Ahnen der nahenden großen Stunde breitete sich hoheitsvoll darüber hin.

Frau Hochstätter erhob sich. Ihre Augen standen



Emy Fenner, Zollikon.

Ingenbohl-Apotheke (1565) im Schweizer Landesmuseum, Zürich.



Aquileia Abb. 1. Fischeriedelung in den Lagunen bei Aquileia.

voll Tränen. So klar sie konnte, sagte sie: „Mein Mann und die Kinder grüßen auch... Wir alle sind Ihnen gut, Frau Bender!“

Ein erdenfernes Lächeln verklärte Minas Gesicht. Ihre flehende Seele verwob das Irdische mit den lichten Fäden der Ewigkeit, und weich, wie Kinder in ihren Träumen sprechen, sagte sie: „Sie und der Bruder und Emma haben mir immer nur Gutes angetan: drei Menschen, die gütig sind! Ich nähe Ihnen auch dafür in dem Garten am See das helle — wunderschöne Kleid der Dankbarkeit — goldensäumig und goldenstrahlig geschmückt wie Erntefelder in der Abendsonne...“

Müde drehte sie das Haupt zur Seite.

Frau Hochstätter beugte sich über Mina Benders Antlitz und küßte es. Und noch einmal sagte sie, daß es klingend durch den Raum tönte: „Sie sind eine gute

Arbeiterin gewesen, Frau Bender; eine bessere gab es nicht, und keine war treuer!“

Dann verließ sie das Zimmer. In den Betten ringsum aber nahmen die Frauen die Worte auf, und im weichen goldenen Leuchten des sinkenden Tages flogen sie wie ein andächtiges Beten von Lager zu Lager und schwieben flüsternd und erlösend über dem Bette am Fenster.

Kurze Zeit darauf kam die Schwester, und Mina Bender wurde in das Einzelzimmer gebracht. Der Ausdruck königlichen Überwindens lag auf ihrem Gesicht. Sie hörte nicht mehr die erstickten Wünsche ihrer Gefährtinnen, sie sagte auch kein Wort. Sie sah nur immerzu kindlich und andachtsvoll auf ihre gefalteten Hände, als halte sie das Große, in alle Ewigkeit Leuchtende darin, was ihren Frieden machte mit Gott und der Welt...

Aquileia.

Mit elf Abbildungen, zumeist nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Aquileia Abb. 2. Das heutige Dorf; Beginn des schiffbaren Kanals durch die Lagune nach Grado.

Wie eine Reminiszenz an die alte Sage von der versunkenen Stadt klingt der Name von Aquileia in unbefestigte Tage hinein, unbestimmte Bilder und Erinnerungen wachrufend, von denen vielleicht die Ballade von der Zerstörung der Stadt durch Attila am nachhaltigsten im Gedächtnis haften geblieben. Und doch war der Name von Aquileia nach Rom einst einer der stolzesten in der römischen Welt, und fast mehr als in der Ewigen Stadt haben Ereignisse in und um Aquileia die Geschichte des Römischen Reiches beeinflußt. Einst als nördlichstes Wallwerk auf altitalischem Boden gegen die Barbaren gegründet, entwickelte sich Aquileia in kurzer Zeit zur glänzenden Kaiserstadt und zum reichsten und wichtigsten Handelsplatz des Reiches, und weder die vielen innern Wirren noch die Stürme der Völkerwanderung vermochten ihren Glanz dauernd zu unterdrücken,